

---

**Aus Freude am Lesen**

Radikal, respektlos und vogelwild – *Beautiful Losers*, Leonard Cohens zweiter Roman, verursachte bereits bei seiner Veröffentlichung im Jahr 1966 einen literarischen Skandal. In Windeseile wurde er zu einem internationalen Bestseller und avancierte zum Kultbuch einer ganzen Ära. Nun ist der Roman in neuer Übersetzung zurück und hat nichts von seiner Sprengkraft eingebüßt. Ebenso kontrovers wie genial, legt dieses Buch nahe, warum Cohen von Millionen Fans nicht nur als Sänger und Songwriter, sondern auch als Lyriker und Autor verehrt wird.

LEONARD COHEN, geboren 1934 in Montreal als Sohn jüdischer Eltern, ist einer der populärsten Dichter, Sänger und Songwriter der Gegenwart. Seine Musik und seine Bücher haben ganze Generationen geprägt.

LEONARD COHEN BEI BTB:  
Das Lieblingsspiel. Roman (74222)  
Buch der Sehnsüchte (73987)

Leonard Cohen  
Beautiful Losers

Roman

*Aus dem Englischen  
von Gregor Hens*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 1966 unter dem Titel *Beautiful Losers* bei McClelland and Stewart Limited, Toronto.

Auf S. 103 bis 107 werden Texte aus dem Song »It hurt me too« von Merald Knight, Marvin Gaye und William Stevens zitiert. Copyright © 1962 by Jobete Music Co., Inc./Stone Agate Music. All rights reserved.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2013

Copyright © 1966 by Leonard Cohen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 bei btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Published by Arrangement with McClelland & Stewart Ltd.,

a division of Random House of Canada Limited.

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: »The Bed« by Leonard Cohen.

© 2006 Old Ideas, LLC. All rights reserved. Used by permission.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73988-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de/](http://www.transatlantik.de/)

Für Steve Smith (1943–1964)



*Erstes Buch:*

Die Geschichte von Allen

*Zweites Buch:*

Ein langer Brief von F.

*Drittes Buch:*

Beautiful Losers

*Ein Epilog in der dritten Person*





Somebody said lift that bale.

– »Ol' Man River«, gesungen von Ray Charles



*Erstes Buch*

*Die Geschichte von Allen*



1.

Wer bist du, Catherine Tekakwitha? Bist du überhaupt? 1656 bis 1680 – genügt das? Bist du die heilige Jungfrau der Irokesen? Bist du die Lilie am Ufer des Mohawk-Flusses? Darf ich dich auf meine Weise lieben? Ich bin zwar ein Gelehrter, nicht mehr der Jüngste, aber ich sehe heute besser aus als in meiner Jugend. Dem Gesicht hat es nicht geschadet, dass ich den ganzen Tag auf dem Arsch sitze. Ich bin hinter dir her, Catherine Tekakwitha, ich möchte wissen, was unter deiner Rosendecke vor sich geht. Habe ich ein Recht darauf? Ich habe mich in dein Heiligenbildchen verliebt. Du standst in einem Birkenhain, Birken sind meine Lieblingsbäume. Deine Mokassins waren bis Gott-weiß-wohin geschnürt. Hinter dir ein Fluss, bestimmt der Mohawk. Vorn links zwei Vögel, die sich gefreut hätten, wenn du ihnen die weißen Kehlchen gekitzelt, wenn du sie in eins deiner Gleichnisse eingearbeitet hättest. Was gibt mir eigentlich das Recht, dir nachzustellen? Mein Kopf ist zugemüllt mit fünftausend Büchern. Ich komme kaum noch aus der Stadt heraus, kannst du mir nicht helfen beim Bestimmen der Bäume? Kennst du dich mit halluzinogenen Pilzen aus? Vor ein paar Jahren ist Marilyn gestorben, eine richtige Dame, ich wage zu behaupten, dass ihr in vierhundert Jahren auch jemand nachstellen wird, vielleicht sogar einer meiner Nachfahren. Aber im Moment bist du es, die sich im Himmel besser auskennt. Hat er Ähnlichkeit mit diesen kleinen, blinkenden Plastikaltären? Es würde mich gar

nicht stören, ehrlich. Sind die Sterne doch nur ganz winzig? Kann ein alter Gelehrter noch die große Liebe finden, damit er sich nicht jeden Abend einen runterholen muss, um einschlafen zu können? Ich habe aufgehört, die Bücher zu hasen. Das meiste, was ich gelesen habe, habe ich längst wieder vergessen. Es kam mir ohnehin immer ziemlich unwichtig vor, unwichtig für mich und für die Welt. Wenn mein Freund F. high war, hat er immer gesagt: Wir müssen es wagen, nur bis zur Oberfläche vorzudringen, nicht weiter. Wir müssen lernen, den Schein zu lieben. F. ist in einer Gummizelle gestorben, der ganze dreckige Sex hatte sein Gehirn faulig gemacht. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sein Gesicht schwarz wurde. Von seinem Schwanz ist wohl auch nicht viel übrig geblieben, wie die Eingeweide eines Wurms soll er ausgesehen haben, das hat zumindest die Krankenschwester behauptet. Prost, F., alter, vorlauter Freund! Ich bin gespannt, ob man sich an dich erinnern wird. Und was dich angeht, Catherine Tekakwitha, ich bin ja ausgesprochen menschlich, und als Mensch leide ich unter Verstopfung, das kommt davon, ich bewege mich ja kaum noch. Jetzt weißt du es. Es sollte niemanden wundern, dass ich mein Herz in das Birkenwäldchen hinausgeschickt habe. Ich bin ein alter Gelehrter, der nie viel Geld verdient hat. Kein Wunder, dass ich in das Farbfoto steigen will, das diese Postkarte schmückt.

2.

Ich habe einen guten Ruf als Volkskundler, meine Arbeiten über den Stamm der A----- gelten als wegweisend. Ich verrate nicht, wie sie heißen, ich will sie ja nicht blamieren. Es gibt höchstens noch zehn vollblütige A-----s, vier davon sind Mädchen, die die Volljährigkeit noch nicht er-

reicht haben. F., so viel muss ich verraten, hat meine besondere Stellung als Anthropologe ausgenutzt und sie alle gefickt. Die Rechnung dafür hast du ja bekommen, alter Freund. Die A-----s, oder vielmehr was von ihnen übrig geblieben ist, sind erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert bezeugt. Sie haben eine Schlacht nach der anderen verloren, das ist ihre Geschichte. In den Sprachen der Nachbarstämme bedeutet der Name A----- so viel wie Leiche. Nichts deutet darauf hin, dass dieses glücklose Volk jemals eine Schlacht gewonnen hat, die Lieder und Legenden ihrer Feinde hingegen sind ein einziger, anhaltender Siegesjubel. Sicher hängt es mit meiner Persönlichkeit zusammen, dass ich mich gerade auf dieses Verliererpack spezialisiert habe. Wenn F. vorbeikam, um sich Geld zu leihen, hat er immer gesagt: Danke, ihr alten A-----s! Hast du das gehört, Catherine Tekakwitha?

3.

Ich bin gekommen, um dich aus den Händen der Jesuiten zu befreien, Catherine Tekakwitha. Ja, auch alte Gelehrte haben noch hehre Ziele. Leider ist mein Latein etwas eingerostet, sonst wüsste ich, was sie heutzutage über dich erzählen. »*Que le succès couronne nos espérances, et nous verrons sur les autels, auprès des Martyrs canadiens, une Vierge iroquoise – près des roses du martyre le lis de la virginité.*« So lautet eine Notiz von einem Ed. L., S.J., datiert auf den August 1926. Na und? Ich habe keine Lust, mein ganzes verkrachtes Leben den Mohawk-Strom hinaufzuschleppen. Der Friede sei mit euch, Gesellschaft Jesu! F. hat einmal gesagt: Wer mutig im Herzen ist, kann nicht anders, als die Kirche zu lieben. Sollen sie dich doch in Gips gießen, Catherine Tekakwitha, was geht es uns an? Ich betrachte gerade den Konstruktionsplan für ein

Kanu aus Birkenrinde, deine Brüder haben längst vergessen, wie man so etwas macht. Ist mir doch egal, wenn auf jedem Armaturenbrett in jedem Montrealer Taxi eine Plastikfigur steht, die deinen Körper darstellen soll, es macht mir nichts aus. Liebe kann man ohnehin nicht aufbewahren. Steckt nicht in jedem gestanzten Kruzifix ein Stück von Jesus? Ich glaube schon. Wenn wir uns nach etwas sehnen, verändern wir unsere Welt! Ihr Hersteller von religiösem Tingeltangel – wisst ihr eigentlich, warum sich die Ahornwälder auf unseren Hügeln rot färben? Weil sie sich nach Frieden sehnen! Eigentlich müsstet ihr das längst wissen, ihr seid ja ständig mit religiösem Material befasst. Schau nur, Catherine Tekakwitha, wie leicht ich mich ablenken lasse. Mir liegt eben daran, dass die Welt gut ist und voller Geheimnis. Sind die Sterne nicht doch winzig klein? Wer singt uns am Ende in den Schlaf? Soll ich die Schnipsel aufbewahren, wenn ich mir die Nägel schneide? Ist Materie heilig? Am liebsten wäre es mir, wenn der Friseur meine Haare begraben würde. Was hast du eigentlich mit mir vor, Catherine Tekakwitha?

4.

Marie de l'Incarnation, Marguerite Bourgeoys, Marie-Marguerite d'Youville, wenn ich meinen Körper verlassen könnte, könntet ihr mich bestimmt erregen. Ich will, wie jeder andere auch, nur möglichst alles mitnehmen. F. hat einmal gesagt, dass er noch nie von einer Heiligen gehört hat, die er nicht gern gevögelt hätte. Wie hat er das nur gemeint? Jetzt erzähl mir nicht, dass du auf einmal tiefgründig geworden bist, F.! Einmal hat er gesagt: Mit sechzehn habe ich aufgehört, nach Aussehen zu ficken. Ich hatte diese Bemerkung selbst veranlasst, weil ich ihm gesagt hatte, wie sehr mich



seine neueste Eroberung anwiderte. Er hatte ein buckliges Mädchen aus einem Waisenhaus angeschleppt. An diesem Tag behandelte F. mich, als wäre ich nicht ganz dicht. Aber vielleicht meinte er auch gar nicht mich, als er murmelte: Warum soll ich dem Universum einen Wunsch abschlagen?

5.

Ihren Namen haben die Irokesen von den Franzosen bekommen. Es ist eine Sache, Nahrungsmittel zu benennen – ein Volk einfach umzubenennen, ist etwas ganz anderes, selbst wenn es die Betroffenen heute nicht zu kümmern scheint. Was mich daran stört, ist, dass es ihnen immer schon egal gewesen ist. Ich neige dazu, die Demütigungen, denen harmlose Menschen offenbar immer wieder ausgesetzt werden, auf die eigenen Schultern zu nehmen. Man sieht es an meiner Arbeit über die A-----s. Warum fühle ich mich so dreckig, wenn ich am Morgen aufwache? Als Erstes frage ich mich, ob ich wohl in der Lage sein werde, zu scheißen. Wird mein Körper funktionieren? Wird mein Darm in Bewegung kommen? Hat die alte Klapperkiste mein Essen braun gemacht? Ist es denn verwunderlich, dass ich mich durch Bibliotheken gewühlt habe, um herauszufinden, was mit den Verbrechenopfern geschieht? Mit den erfundenen Opfern? Schließlich sind alle Opfer, die wir nicht selbst umbringen oder einsperren, nur erfunden. Ich wohne in einem kleinen Mietshaus, durch das Souterrain gelangt man in den Aufzugsschacht. Während ich in der Stadt war und einen Vortrag über Wühlmäuse verfasste, kroch sie in den Schacht, setzte sich auf den Boden und zog die Knie an, die sie umfasste. (So die Polizei, die das Schlamassel später untersucht hat.) Ich bin immer um zwanzig vor elf nach Hause gekommen, jeden Abend, pünktlich

wie Kant. Aber diesmal wollte mir meine Frau einen Denkkarte verpassen. Du mit deinen erfundenen Opfern, hat sie immer gesagt. Ihr Leben war unmerklich immer grauer geworden, ich weiß ganz genau, dass ich an jenem Abend, als sie sich gerade unter den Aufzug quetschte, von den Papieren, in die ich mich vertieft hatte, aufblickte und ihre junge, helle Erscheinung sah. Ich schloss die Augen und erinnerte mich, wie die Sonnenstrahlen in ihrem Haar getanzt hatten, als sie mir in einem Kanu auf dem Orford-See einen blies. Wir waren die Einzigen, die den Aufzug nutzten, so drangen wir in die Tiefen des Souterrains, wo außer uns niemand wohnte. Aber einen Denkkarte hat sie niemandem verpasst, zumindest nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Der Lieferjunge eines Grillrestaurants hat die Drecksarbeit gemacht, weil er die Nummer auf der heißen Papiertüte falsch gelesen hat. Edith! F. ist gekommen und hat bei mir übernachtet. Um vier am Morgen hat er mir gebeichtet, dass er in den zwanzig Jahren, die er sie kannte, ungefähr fünf oder sechs Mal mit ihr geschlafen habe. Nicht zu fassen! Wir riefen denselben Laden an und bestellten Grillhähnchen. Und während die Barbecue-Sauce auf das Linoleum tropfte und wir uns das Fett von den Fingern schleckten, sprachen wir über meine Frau. Fünf, sechs Mal, nur der Freundschaft halber. Ob ich mich nicht zurückhalten könne, um ihre kleine Liebelei vom heiligen Berg der Lebensweisheit aus zu betrachten und leise, zärtlich mit meinem Chinesenkopf zu nicken? Hatte er sich denn an den Gestirnen vergangen? Wie oft denn nun, du mieses Arschloch, fünf Mal oder sechs Mal?, schrie ich. Ah, sagte F., wenn wir trauern, werden wir kleinlich. Also, es sei hiermit verkündet, dass die Irokesen, die Brüder der Catherine Tekakwitha, ihren Namen von den Franzosen erhalten haben. Sie selbst bezeichneten sich als Hodenosaunee, die Langhaus-

menschen. Ihre Art, miteinander zu reden, hatte eine zusätzliche Dimension. Jeder Satz schloss mit dem Wort *hiro*, was so viel bedeutet wie: wie gesagt. Damit übernahm jeder Einzelne die Verantwortung dafür, dass er in das wortlose Gemurmel der Sphären eingedrungen war. Auf *hiro* folgte das Wort *koué*, das, je nachdem, ob es gesungen oder gejault wurde, Freude oder Leid bedeutete. Auf diese Weise mühten sie sich, den geheimnisvollen Vorhang zu durchstoßen, der zwischen allen Menschen hängt, die miteinander kommunizieren: Sie sagten etwas, und wenn sie fertig waren, traten sie einen Schritt zurück und versuchten mitzuteilen, wie es ihnen dabei ging. Der Laut des wahren Gefühls entlarvte den Intellekt als Täuschung. Bitte sprich mit mir auf Hiro-Koué, Catherine Tekakwitha! Ich habe kein Recht, darüber zu klagen, wie die Jesuiten mit ihren Sklaven umgehen, aber ich kann dich bitten, mir auf Hiro-Koué zu antworten, wenn die kühle Laurentinische Nacht gekommen ist, auf die ich hinarbeite, wenn wir in unserem Kanu aus Birkenrinde liegen, wenn Geist und Fleisch vereint sind nach ewigem, uraltem Brauch, und ich dir noch einmal die bekannte Frage stelle: Sind die Sterne nicht doch winzig klein? Antworte mir, oh Catherine Tekakwitha, antworte mir auf Hiro-Koué! F. und ich, wir haben uns stundenlang gestritten in jener Nacht. Wir merkten nicht einmal, dass es Tag wurde, das einzige Fenster dieser Bruchbude führte in einen Ventilationsschacht.

– Fünf oder sechs Mal? Du mieses Arschloch, sag mir, wie oft!

– Ach ja, wer trauert, wird kleinlich.

– Fünf oder sechs Mal? Fünf oder sechs Mal? Fünf oder sechs Mal?

– Hörst du, mein Freund? Der Aufzug ist schon wieder in Betrieb.

– Jetzt pass mal auf, mein Freund, deine mystische Scheiße interessiert mich nicht.

– Sieben Mal.

– Sieben Mal mit Edith?

– Ja, genau.

– Du hast mich ohne Not belogen, um mich zu beschützen?

– Ja, genau.

– Du wolltest mich unbedingt beschützen, ja? Oh F, meinst du, dass es mir jemals gelingen wird, in der ganzen Scheiße die Diamanten zu finden?

– Sie besteht aus Diamanten.

– Diese Antwort tröstet mich nicht im Geringsten, du verdammter Ficker verheirateter Frauen. Du ruinierst noch alles mit deiner Scheinheiligkeit. Was für ein beschissener Morgen. In diesem Zustand kann ich meine Frau doch nicht begraben. Sie kommt in irgendein stinkendes Puppenkrankenhaus und wird auf Vordermann gebracht. Und was soll ich denn nun denken, wenn ich mit dem Aufzug fahre? Ich muss doch in die Bibliothek! Ich will deine Diamantenscheiße nicht hören, steck sie dir in deinen okkulten Arsch. Du könntest mir ein bisschen helfen, ja, aber nicht, indem du meine Frau fickst.

So ging es immer weiter. Wir merkten nicht, dass die Dämmerung heraufzog. Er blieb bei seinen Diamanten. Ich hätte ihm gern geglaubt, Catherine Tekakwitha. Wir redeten, bis wir nicht mehr konnten, und holten uns gegenseitig einen runter, wie wir es schon als Jungen getan hatten, in den Wäldern, die die Stadt längst verschluckt hat.

6.

F. redete immer sehr leichtfertig über die Indianer, was mich ärgerte. Soweit ich weiß, hatte er sich niemals ernsthaft mit

der Materie beschäftigt, er hatte höchstens einmal einen verächtlichen Blick auf meine Bücher zu dem Thema geworfen. Außerdem hatte er die vier Teenager des A-----stammes verführt und ungefähr tausend Westernfilme gesehen. Er verglich die Indianer mit den alten Griechen. Er fand, dass sie ähnliche Charaktereigenschaften besäßen und dass die Indianer wie die Griechen glaubten, jedes Talent würde sich im Kampf beweisen. Beide liebten den Ringkampf und waren absolut nicht imstande, über längere Zeiträume Bündnisse zu schließen, sie waren tief überzeugt von der Idee des Wettstreits und hielten Ehrgeiz für eine Tugend. Keines der vier Mädchen brachte es zum Orgasmus, F. war überzeugt, dass der Grund dafür im sexuellen Pessimismus dieses Stammes lag, woraus er schloss, dass alle anderen Indianerinnen durchaus in der Lage wären, einen Orgasmus zu haben. Ich konnte dazu nichts sagen, allerdings war es in der Tat so, dass die A----- in allem das genaue Gegenteil der Indianer an sich sind. Ich war dementsprechend neidisch, dass er darauf gekommen war. Seine ganze Kenntnis der griechischen Antike beruhte übrigens auf einem Gedicht von Edgar Allan Poe, einigen homosexuellen Begegnungen mit Angestellten aus dem Gastronomiegewerbe (in jeder Frittenbude der Stadt aß er umsonst) und einer Akropolis aus Gips, die er seltsamerweise mit rotem Nagellack angemalt hatte. Eigentlich wollte er sie nur mit Klarlack konservieren, doch als er in der Drogerie der Festung aus bunten Fläschchen gegenüberstand, die in allen Rotschattierungen Wache standen wie unsere berittene Polizei, ging seine extrovertierte Natur mit ihm durch. Die Farbe, die er wählte, hieß Tibetische Sehnsucht. Er fand das lustig, er hielt es für einen Widerspruch in sich. Einen ganzen Abend widmete er seiner Arbeit. Ich saß da und schaute ihm zu. Er summete, was er von »The Great Pretender« aufge-

schnappt hatte, einem Lied, das den Musikgeschmack einer ganzen Generation beeinflussen sollte. Ich konnte mich von dem Anblick überhaupt nicht losreißen, so glücklich war er mit seinem winzigen Pinselchen. Säule um Säule verschwand das Weiß unter dem feindseligen Rot, es sah aus, als flösse Blut in die staubig weißen, ruinierten Finger des kleinen Monuments. Und F. sagte: Ich trage mein Herz wie eine Krone. Und so verschwanden die von Lepra angefressenen Metopen und die Triglyphen und all die schwankenden Symbole der Klarheit, der ganze fahle Tempel mit seinen verstörenden Altären verschwand unter der scharlachroten Lasur. Da sagte F.: Hier, mein Freund, die Karyatiden kannst du zu Ende machen. Also nahm ich den Pinsel, ich war Cliton, der auf Themistokles folgte. F. sang: Ohohohoho, I'm the great pretender, my need is such I pretend too much, und so weiter, eine naheliegende Wahl unter diesen Umständen, der Text hatte eine gewisse Berechtigung. Man darf das Selbstverständliche nicht übersehen, hat F. immer gesagt. Wir waren glücklich! Warum nicht mal mit Ausrufezeichen? Seit der Pubertät war ich nicht mehr so glücklich gewesen. Am Anfang des Kapitels hätte ich diese glückliche Nacht beinahe verleugnet! Aber damit ist es jetzt vorbei! Als ich die letzte freie Stelle angemalt hatte, stellte F. das Gipsgerippe auf einen Kartentisch, den er ans Fenster schob. Gerade brach die Sonne hinter dem Sägezahndach der Fabrik hervor. Das Fenster war rosa und nicht ganz trocken, wir hatten es gerade erst gemalt. Es glänzte wie ein riesiger Rubin, ein fantastisches Juwel! Er schien wie eine Wiege, in der die wenigen noblen Empfindungen, die mir trotz ihrer flüchtigen Natur erhalten geblieben waren, ruhten, und ich wusste, dass sie in ihm gut aufgehoben waren. F. hatte sich auf dem Teppich ausgestreckt, bäuchlings, er stützte das Kinn auf die Hände, die von Handgelenken und Ellenbo-

gen gestützt wurden, und betrachtete die rote Akropolis, hinter der ein milder Tag heraufzog. Du musst sie von hier unten betrachten, sagte er blinzelnd und forderte mich auf, mich zu ihm zu legen. Ich gehorchte, kniff meinerseits die Augen zusammen und – sah, wie der Tempel in Flammen aufging, wie er von einem kühlen, angenehmen Feuer verzehrt wurde, ich sah, wie die Flammen in alle Richtungen leckten, nur nicht nach unten, wo die Tischplatte war. Weine nicht, sagte F. Ein wenig später nahmen wir unser Gespräch wieder auf.

– So wird es ausgesehen haben, damals, als sie eines frühen Morgens hinaufgeschaut haben.

– Die alten Athener, flüsterte ich.

– Nein, sagte F., die alten Indianer, die Rothäute.

– Hatten die denn so was? Haben die auch eine Akropolis gebaut?, fragte ich. Es schien mir beinahe, als hätte ich alles vergessen, was ich je gelernt hatte, als wäre mir mit jedem Pinselstrich etwas abhandengekommen. Ich war bereit, alles zu glauben. Sag schon, F., fragte ich, gab es bei den Indianern auch so was?

– Weiß nicht.

– Wovon redest du denn dann? Willst du mich verarschen?

– Leg dich hin, entspann dich mal. Reiß dich zusammen.

Bist du denn nicht glücklich?

– Nein.

– Warum hast du zugelassen, dass man dir das Glück wegnimmt?

– Du machst alles kaputt, F. Wir hatten so einen schönen Morgen.

– Warum hast du zugelassen, dass man es dir wegnimmt?

– Warum versuchst du eigentlich immer, mich zu demütigen?, fragte ich und begann, mich vor mir selbst zu fürchten wegen des feierlichen Tons. Er stand auf und verhüllte das

Modell mit dem Plastikschutz einer Remington-Schreibmaschine, er behandelte es mit einer Vorsicht, als täte ihm selbst die Berührung weh, und ich verstand nun, wie sehr er litt. Ich wusste nur nicht, worunter.

– Da haben wir uns fast auf das perfekte Gespräch eingelassen, meinte F. und schaltete die Sechs-Uhr-Nachrichten ein. Er drehte das Radio auf volle Lautstärke und schrie gegen die Stimme des Moderators an, der eine Aufzählung von Katastrophen verlas. Fahr weiter, immer weiter hinaus, oh, du großer Staatsdampfer, zu Karambolagen und Geburten, nach Berlin, in den Kampf gegen den Krebs! Hör zu, mein Freund, hör dir die Gegenwart an, das Jetzt, es ist überall, es ist blau-weiß-rot wie eine Dartscheibe. Flieg wie ein Pfeil und bohr dich fest in die Scheibe, du bist ein Zufallstreffer in einer dreckigen Kneipe. Mach dich frei von deinem Gedächtnis und hör das Feuer, das um dich prasselt. Du brauchst es nicht zu vergessen, lass es einfach irgendwo liegen, wo es in den Farben schwelgen kann, ohne die nichts ist. Nur nicht hier! Hiss dein Gedächtnis wie eine Piratenflagge, lass sie wehen auf deinem Staatsdampfer. Und nun zielst du auf die kitzelnde Gegenwart. Schaffst du das? Weißt du, wie du die Akropolis mit den Augen der Indianer betrachten kannst, die selbst gar keine Akropolis kannten? Du musst eine Heilige ficken. So geht das. Schnapp dir eine kleine Heilige, führ sie in eine kuschelige Ecke des Himmels und fick sie richtig durch. Mach dich ran an ihren Plastikaltar, greif ihr in die silberne Schatulle, fick sie, bis sie wie ein Souvenirkästchen pillert, bis du die Andachtslichter umsonst kriegst. Such dir eine kleine Scheinheilige, Teresa oder Catherine Tekakwitha oder Lesbia, such dir eine, die nie einen Schwanz gekannt hat und die Tage damit zubringt, in Schokogedichten zu lümmeln, such dir so eine heimelige, unmögliche Fotze und fick



um dein Leben, bis du den ganzen Himmel vollkleckerst. Fick sie auf dem Mond, mit einem Stundenglas aus Stahl in deinem Arsch, verfang dich in ihrer leichten Robe, schlürf ihren Saft, der keiner ist, schleck schleck schleck wie ein Hund im Äther. Erst jetzt kletterst du auf die fette Erde herunter und tappst in deinen Felsenschuhen über den fetten Grund, bis du eine Dartscheibe übergeben bekommst, die sich selbstständig gemacht hat. Einen Schlag nach dem anderen steckst du ein, dein Geist wird von einer Rechten getroffen, dein Herz von einem Rammstoß, dann kriegst du noch einen Tritt in die Weichteile, und du schreist Hilfe! Hilfe ... das ist doch meine Zeit hier, das sind meine Sekunden, meine Späne vom Scheißholz der Ehre, Polizei, Feuerwehr!, seht doch nur, wie viel Glück heute wieder unterwegs ist und wie viel Verbrechen, die Akropolis brennt lichterloh wie Kinderkreide!

Und immer so weiter. Wenn ich die Hälfte von dem notiert habe, was er gesagt hat, kann ich mich glücklich schätzen. Er hat getobt wie ein Verrückter, mit jedem zweiten Wort flog Spucke. Die Krankheit muss bereits damals an seinem Hirn genagt haben, Jahre später, als er den Tod vor Augen hatte, hat er auch so getobt. Aber was für eine Nacht das war! Wie süß dieser Streit eigentlich war, aus der Ferne betrachtet. Wir waren zwei erwachsene Männer, die auf dem Boden lagen, in einer perfekten Nacht, und ich schwöre, ich erinnere mich genau an seine Wärme, mir ist egal, was er mit Edith angestellt hat, ich gebe ihrem unehelichen Lager meinen Segen, ich öffne mein Herz und gebe zu, dass sie ein Recht auf dunkle, schlappernde Nächte hatten wie jeder Mann und jede Frau, man kriegt sie ohnehin selten genug. Es gibt schlicht zu viele Gesetze, die sich dagegen verschworen haben. Am liebsten würde ich genau so leben, mit dieser Distanz. Die Bilder von damals kommen und gehen schneller, als mir lieb ist, die

Nächte mit F., unsere Freundschaft, die Feuerleitern, die wir hinaufgeklettert sind, unser Glück, wenn wir einfach zusehen durften, wie die Menschen funktionierten. Aber es dauert leider nicht lange, bis ich wieder kleinlich werde, bis der Besitzanspruch in seiner schändlichsten Form zurückkehrt, als Tyrannei über ein paar Quadratcentimeter Fleisch – die eheliche Möse.

7.

Die Irokesen hätten beinahe gewonnen. Ihre Hauptfeinde waren die Huronen, die Algonquin und die Franzosen. »La Nouvelle-France se va perdre si elle n' est fortement et promptement secourue«, schrieb Le P. Vimont, der Supérieur von Québec, 1641. Juhu! Juhu! Das ist ja wie im Film! Die Irokesen waren ein Zusammenschluss von fünf Stämmen, die zwischen dem Hudson River und dem Erie-See lebten. Als da wären (von Ost nach West): die Agniers (von den Engländern Mohawk genannt), die Oneida, die Onondaga, die Goyoquin (oder Goyoguin) und die Tsonontouan. Die Mohawk (von den Franzosen Agniers genannt) siedelten in einem Gebiet um den oberen Hudson, Lake George, Lake Champlain und den Richelieu-Fluss (der anfangs noch Irokesenfluss genannt wurde). Catherine Tekakwitha kam 1656 als Mohawk zur Welt. Die ersten einundzwanzig Jahre verbrachte sie bei den Mohawk. Sie lebte am Ufer des Mohawk-Flusses und war demnach eine waschechte Mohawk-Dame. Fünfundzwanzigtausend Seelen zählte dieses Volk der Irokesen. Sie konnten bis zu zweitausendfünfhundert Krieger in die Schlacht schicken, ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. Die Mohawk stellten nur fünf- oder sechshundert, galten aber als besonders blutrünstig. Sie besaßen Gewehre, die ihnen holländische

Händler in Fort Orange (Albany) im Tausch gegen Felle überlassen hatten. Es macht mich stolz, dass Catherine Tekakwitha eine Mohawk war (oder ist), ihre Brüder hätten bestimmt gut in die alten, schwarz-weißen Westernfilme gepasst, bevor sie psychologisch wurden. Meine Einstellung zu ihr entspricht in etwa der Einstellung, die einige meiner männlichen Leser haben werden, wenn sie in der U-Bahn einer hübschen Schwarzen gegenüber sitzen. Woher kommen diese langen, schlanken Beine, welchem rosafarbenen Geheimnis entspringen sie? Meine Leser werden es nie erfahren. Ist das nicht gemein? Und wie sieht es mit all den kleinen Schwänzen aus, die unseren amerikanischen Mitbürgerinnen bisher entgangen sind? Zieht euch aus, will ich rufen, zieht euch alle mal aus, eine Bildungslücke, das müssen wir uns ansehen! F. hat gesagt: Mit achtundzwanzig (jawohl, mein Freund, so spät erst), mit achtundzwanzig habe ich aufgehört, nach Hautfarbe zu ficken. Catherine Tekakwitha, ich hoffe sehr, dass du ganz dunkelhäutig bist. Es wäre schön, wenn ich einen Hauch von rohem Fleisch und weißem Blut in deinem vollen schwarzen Haar entdecken würde. Vielleicht noch etwas Fett. Oder hast du all das im Vatikan vergraben, in den Verließen, in denen die Kämmen versteckt werden? Im siebten Jahr unserer Ehe schmierte sich Edith eines Abends mit einer fettigen, roten Pampe voll, die sie in einem Kostümladen gekauft hatte. Sie drückte es direkt aus der Tube. Es war zwanzig vor elf, ich kam gerade aus der Bibliothek, und da stand sie: mitten im Zimmer, splitternackt, ein erotisches Überraschungsgeschenk für ihren Mann. Sie reichte mir die Tube und sagte: Komm, wir sind heute mal ganz anders. Offenbar wollte sie neue Arten, zu küssen, zu beißen, zu blasen, zu wippen entdecken. Ich weiß, dass es bescheuert klingt, rief sie, und ihre Stimme überschlug sich, aber machen wir es trotzdem. Ich habe kei-

nen Zweifel, dass sie es gut meinte. Aber was wollte sie mir eigentlich sagen? Komm mit auf eine Reise, eine Reise, die man nur miteinander machen kann, wenn man einander fremd ist? Damit wir später, wenn wir wieder wir selbst sind, in Erinnerungen schwelgen können? Damit wir nie wieder ganz wir selbst sein müssen? Vielleicht hatte sie ein Bild von einer bestimmten Landschaft, ein Ziel, von dem sie schon lange träumte, so, wie ich von der Reise aller Reisen träume, die ich mit Catherine Tekakwitha unternehmen möchte, zu einem Fluss im Norden, in einer Nacht, die hell und sauber ist wie Kieselgrund. Wäre ich Edith nur gefolgt! Hätte ich nur meine Kleider auf den Boden fallen lassen, um in ihr fettiges Kostüm zu schlüpfen! Wieso regt sich erst jetzt, Jahre später, bei der Vorstellung mein Schwanz – wie sie damals in ihrer absurden Bemalung vor mir stand, mit auberginendunklen Brüsten und einem Ausdruck, der an Al Jolson erinnerte? Warum rauscht gerade jetzt, da ich nichts mehr davon habe, mein Blut? Aber ich habe ihre Fettcreme verschmählt. Geh in die Wanne, sagte ich. Ich hörte sie eine Weile plätschern und freute mich auf unseren Mitternachtssnack. Es war ein fieser, kleiner Triumph, der mich hungrig machte.

## 8.

Eine Menge Priester sind getötet und verspeist worden und so weiter. An den Micmac, den Abénais, den Mantagnais, den Attikamègues, den Huronen hat sich die Gesellschaft Jesu vergriffen, und wie. Und im Wald wurden zweifellos eine Menge Samen vergossen. Die Irokesen haben es anders gemacht, sie haben die Herzen der Priester gegessen. Wie das wohl schmeckt? F. hat einmal ein rohes Schafsherz gegessen, hat er erzählt. Edith mag Hirn. Der erste Schwarzrock, der den

Mohawk zum Opfer fiel, hieß René Goupil, am 29. September 1642 hat es ihn erwischt. Hmmm, lecker. Am 18. Oktober 1646 fiel Le Padre Jogues unter dem »Kriegsbeil der Barbaren«. Kann man alles nachlesen, schwarz auf weiß, die Kirche liebt solche Details. Ich ja auch. Auf einer Seite hängen dicke Putten mit schiefen Ärschen, auf der anderen stehen die Indianer. Hier, das ist Catherine Tekakwitha, zehn Jahre später, eine Lilie aus der Erde, die der große Gärtner mit dem Blut der Märtyrer gegossen hat. F, du hast mit deinen Experimenten mein Leben ruiniert. Du hast ein rohes Schafsheerz gegessen, du hast Baumrinde gegessen, du hast sogar mal Scheiße gegessen. Wie kann ich neben dir und deinen Abenteuern in der Welt bestehen? Es gibt nichts Deprimierenderes als die Exzentrizität eines Zeitgenossen, hat F. einmal gesagt. Sie war eine Schildkröte, das war die angesehenste Sippe bei den Mohawk. Wir werden nur langsam vorankommen, aber wir werden siegen. Ihr Vater war ein Irokese und, wie sich herausstellt, ein Arschloch. Ihre Mutter war eine getaufte Algoquin, die in Three-Rivers zur Schule gegangen war, ein elender Ort für ein Indianermädchen, wie mir kürzlich eine junge Abénaqui erzählt hat, die ebenfalls dort zur Schule gegangen ist. Die Mutter geriet bei einem Irokesenüberfall in Gefangenschaft, wahrscheinlich wurde sie nie wieder so rangenommen wie damals. Hilfe, rettet mich und meinen dreckigen Mund! Es gab Zeiten, da habe ich mit Engelszungen geredet. Also Gott sollte ich vielleicht lieber aus dem Spiel lassen ... Sie war die Sklavin eines Irokesenkriegers. Offenbar hatte sie Schnauze, denn er hat sie geheiratet, obwohl er sich auch so hätte bedienen können. Von dem Tag, an dem sie in den Stamm aufgenommen wurde, genoss sie alle Rechte einer Schildkröte. In den Quellen steht auch noch, dass sie unentwegt gebetet hat. Glück-gluck, mein Herrgott, bums, drück und pups, du lieber

Allmächtiger, schlürft, flitsch, glupsch, hicks, zuck, tschhhhh, schnief, mein Jesus, sie hat ihm bestimmt die Hölle heiß gemacht.

9.

Füg nichts zusammen! Eine Bemerkung von F., er hat mich damals mit dem Satz angebrüllt, vor zwanzig Jahren oder so, als er meinen nassen Schwanz erblickte. Was er in meinen verzückten Augen gesehen hat, weiß ich nicht, vielleicht das schwache Glimmen einer universellen Einsicht, die keine war. Manchmal, wenn ich gerade gekommen bin oder gerade einschlafen will, bewegt sich mein Geist auf einem Pfad, der endlos lang ist, aber so schmal wie ein nachtfarbener Faden. Von Neugier getrieben schwebt mein Geist hinaus über die schmale Landstraße, er strahlt vor Empfangsbereitschaft wie eine Federfliege, die tief und kunstvoll über einen glitzernden Bach gepeitscht wird. Irgendwo draußen, wo ich ihn nicht mehr erreichen kann, wird aus dem krummen Angelhaken ein Speer, und aus dem Speer eine scharfe Nadel, die unsere Welt zusammennäht. Haut wird über Skelette gezogen, Lippenstift auf Lippen gelegt, Edith mit ihrer Fettcreme vernäht. Die Nadel hockt in unserem lichtlosen Halbkeller und näht Gebetsschals und Berge zusammen, sie ist wie ein Strom aus Blut, denn sie macht vor nichts halt, bis der Tunnel sich mit einer tröstenden Nachricht, mit der wunderschönen Erfahrung der Einheit, gefüllt hat. Alles, was in der Welt auseinandergerissen ist – zwei zu einem Paradoxon gehörende Schwingen, Kopf oder Zahl einer schwierigen Aufgabe, an Blütenblätter gestellte Fragen, scherenförmige Gewissensentscheidungen, Polaritäten aller Art, Dinge und Bilder von Dingen und Dinge, die keine Schatten werfen, und die tagtäglich

lichen Explosionen draußen auf der Straße, das eine Gesicht oder das andere, ein Haus und ein schmerzender Zahn, Explosionen, die einfach nur anders geschrieben werden – all das wird von meiner Nadel zusammengefügt. Selbst ich und meine gierigen Fantasien und alles, was ist oder jemals gewesen ist, gehört auf einen Faden gereiht und zusammengefügt zur schönsten Halskette aller Zeiten. Jede Bedeutung wird aufgehoben. Füg nichts zusammen!, hat F. gebrüllt. Wenn du unbedingt willst, kannst du die Dinge nebeneinander aufstellen, auf deinem laminierten Tisch zum Beispiel, aber du darfst sie niemals miteinander verbinden. Komm noch einmal raus, rief F. und zerrte an meinem schlaffen Schwanz wie ein Glöckner an seinem Seil, als wollte er nach dem nächsten Gang läuten, eine Dame an vollbesetzter Tafel. Lass dich nicht zum Narren halten!, brüllte er. Zwanzig Jahre ist das her, wie gesagt. Ich kann eigentlich nur spekulieren, was seinen Anfall damals ausgelöst hat, es muss ein Grinsen gewesen sein, ein Ausdruck universeller Empfänglichkeit, der einem jungen Mann ja wirklich nicht gut steht. Es geschah an ebenjenem Nachmittag, dass F. mir seine außerordentlichste Lüge auftischte.

– Mein Freund, sagte F., du brauchst wirklich keine Schuldgefühle zu haben.

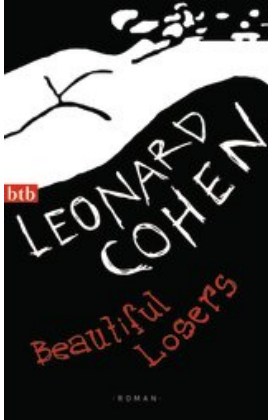
– Was für Schuldgefühle?

– Du weißt schon, weil wir uns gegenseitig einen geblasen haben, wegen der Filme und der Vaseline, weil wir es mit dem Hund getrieben haben, weil wir uns während der Arbeit verdrückt haben und es unter den Achseln gemacht haben.

– Ich hab da keine Schuldgefühle.

– Doch. Brauchst du aber nicht zu haben. Weißt du, meinte F., das hat mit Homosexualität nämlich nichts zu tun.

– Was soll denn das, F.? Homosexualität, das ist doch einfach nur ein Wort.



Leonard Cohen

**Beautiful Losers**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-73988-2

btb

Erscheinungstermin: Februar 2013

Wild, respektlos und schräg – Leonard Cohens zweiter Roman verursachte bereits bei seiner Veröffentlichung im Jahr 1966 eine literarische Kontroverse. In Windeseile wurde »Beautiful Losers« zu einem internationalen Bestseller und avancierte zum Kultbuch einer ganzen Ära. Endlich ist der Roman nun zurück und hat nichts von seiner Sprengkraft eingebüßt. »Beautiful Losers« legt nahe, warum Cohen von Millionen Fans nicht nur als Sänger und Songwriter, sondern auch als Lyriker und Autor vereehrt wird.